

CONSTANZE PETERY

EURE KRAFT
UND MEINE
HERRLICHKEIT

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

etwas zu füllen, diese unendliche Weite, die uns mit ihren Neutronen und Tausenden Stadtauben beschießt, so scheinbar harmlos, und doch geht von ihr ein so großer Sog aus, dass ich manchmal Höhenangst bekomme vom In-den-Himmel-Schauen. Der Rauch füllt auch mich, meinen gesamten Brustkorb, das Nikotin fließt dickflüssig durch meine Adern in alle meine Gliedmaßen, ein konstanter schwarzer Strom, der mein Herz verstopft. Liebe Sünde, ich beiß doch in keinen Apfel, wenn ich rauchen und im Paradies bleiben kann. Ich sollte mir mal Hasch kaufen. Der macht noch langsamer, färbt die Welt in Pastelltöne und dämpft den Lärm der eigenen Monologe. Wo könnte ich mir ein paar Gramm kaufen? In der Schule wüsste ich schon, welche Typen Kontakte haben könnten, man sieht deren Pupillen in den rot geränderten Augen schon vom anderen Ende des Flurs. Aber in den letzten Tagen habe ich wirklich nicht ein einziges Mal Lust verspürt, in die Schule zu gehen. Die »Dealer« im Park sind hauptsächlich Polizeispitzel, das weiß jedes Kind. Also erst mal nur die guten alten Zigaretten. Es wäre aber so herrlich gewesen zu sehen, wie meine Mutter reagiert hätte, wenn sie ein kleines Plastiktütchen Gras gefunden hätte, unter meinen BHs oder in einer Sofaritze. Oder Hasch in einem selbst gebackenen Muffin. Ein Anlass für ein Gespräch. Nicht nur: »Liebling, wie war dein Tag?«

Liebling wird heute einen guten Tag haben. Nicht nur herumliegen, ich fühle mich energetisch, belebt, ich werde ein bisschen die Welt dort draußen unsicher machen. Ein bisschen Sonne aus der Sphäre saugen, den Herbst einreisen sehen, spüren, wie die Luft kälter wird.

Après-Sommerschlußverkauf-Windowshopping: mit Lederriemchensandalen das Pflaster vor den großen Marken entlangklappern, die neuen Auslagen in herbstlichen Brauntönen betrachten, bewerten, gutheißen oder verachten, die Arme mit Tüten beladen, als gebe es kein

Morgen, das blaue Flecken und Blasen in den Armbeugen mit sich bringt; aber auch die Freude an den unausgepackten Tüten, heilig in ihrer Neuheit. Keine Zukunft.

Das Jetzt ist eine Straße, auf der Limousinen und flache Sportwagen langsam genug fahren, um den Blick aus und in getönte Scheiben – nicht zu hell, nicht zu dunkel – freizugeben. Zu beiden Seiten der Straße reihen sich Mannequins, manche in den Läden, manche davor, alle gleich regungslos, und nur ein leises Klirren der Armreifen oder das Ticken einer Schweizer Uhr verrät, dass man nicht in das Still eines Hollywoodfilms der Sechziger gefallen ist. Warum am Mittag schon in bodenlanger Robe? Warum trotz aufkommender Kälte schulterfrei? Warum im Auto Sonnenbrille? Es ist schick, *ma chère*, auf dieser Straße kannst du es lernen. Geh einfach in eins der Geschäfte mit goldenen Knäufen an gläsernen Türen, traue dich an dem dunkelhäutigen Wachmannkoloss vorbei, denk dir: »Reich, ich bin unermesslich reich«, und keiner wird dich aufhalten. Weich nicht aus, wenn die Frau im schwarzen Schlauchkleid mit Seidenschal auf dich zustürzt, sie will doch nur, dass du dich wohlfühlst und dass du ihre Adresse nachher zu Hause an Mami weitergibst, ihr sagst, wie schön es hier ist, im Paradies der Schlauchdame, und dann kommst du bald wieder, mit Mami und ihrer kleinen, feinen Scheckkarte. Verlang ein Wasser, wenn die Schlauchschlange sich um dich windet und »Kann ich behilflich sein?« in dein Ohr säuselt. Streich über den Stoff des Kleides, das dir am teuersten vorkommt, wende dich gelangweilt ab und geh – von der seidigen Schlangenfrau mit einem Glas Bergwasser auf einem silbernen Tablett verfolgt – zu den Accessoires. Da steckt der wahre Kern eines Designkonzerns – sozusagen die Bonbons an der Apothekentheke. Ein Laden ohne Taschen, Gürtel, Tücher und Schnickschnack hat ebenso wenig Herz wie ein Doktor, der seinen Patienten den Wartequalsaal leer, langweilig und ohne ablenkenden Lesestoff anbietet. Traue den Schlangen nicht, wenn sie

sagen, die Accessoires seien in die Kollektion integriert.

Diese Ecken, ich sage es euch, diese Accessoiresecken machen mich furchtbar müde mit ihrem Ledergeruch und dem Gefunkel von Diamanten und handgestickten Goldmonogrammen. Ich möchte auf dem Marmorboden umherrollen und mir lasziv Kettchen in den Bauchnabel ringeln. Ich möchte mich nackt ausziehen und wissen, dass ich – umgeben von den herrlichsten Gewändern der ganzen Welt, den fabelhaftesten Klamotten des Universums – vollkommen nackt bin. Ich möchte so an einen Spiegel herankriechen und mich sehen, meine braune Haut und mein helles Haar in all seiner Verschwendung, ein weiteres Luxusstück. Ich: Preis auf Anfrage. Aber die leitende Verkaufsschlängendame würde wohl das Glas von dem Tablett heben und es über meinem Kopf ausgießen und mich ohne Kleider von dem großen, dunklen Mann auf die Straße stellen lassen, so dass der Verkehr noch langsamer wird und mir eine behaarte Hand aus dem Fenster eines italienischen Schlittens einen Tausender auf das Pflaster wirft. Die Schlange – aus Furcht, sie könnte das enge Kleid sprengen – würde sich nicht bücken, um meine Sachen aufzuheben und sie mir nachwerfen zu lassen. Sie würde nur den Knoten an ihrem Schal nachziehen und mein Gesicht für immer in die Kategorie *unerwünscht* zu den Kleptomaninnen und mittellosen Exmilliardärsfrauen speichern. Auf Wiedersehen, Accessoires.

Also vielleicht sich lieber erst gar nicht der Gefahr der Verführung aussetzen. Nicht in die Straße gehen. Schnell vorbei an der Luxuspromenade. Ab ins Kaufhaus der Normalsterblichen. Dort kümmert es niemanden, wenn ich gleich am Eingang die Hüllen fallen lasse. Aber ich werde es nicht tun.

Es ist nämlich leer. Zumindest auf den ersten Blick. Irgendetwas schleicht herum, hier will ich nicht nackt sein. Die Gänge zwischen den Wühltischen und Kleiderstangen scheinen frei zu sein, die Luft aus den Ventilatorsystemen

rein. Aus irgendeinem Deckenlautsprecher quillt leise, gedämpfte Klaviermusik in Endlosschleife. Während ich mit der Rolltreppe von einem Stockwerk in das nächste gleite, ist es, als ob ich wie die Musik gefangen wäre in der ewigen Wiederholung und nur immer wieder in dieselbe Abteilung fahren würde, dieselben Stoffe streifen könnte, um die Hänger zum Klirren zu bringen. Einsam ist es, im Kaufhaus zu wandern, einsam, im Kaufrausch zu sein, kein Mensch sieht den anderen, jeder ist allein. War da etwas? Steht dort ein Schatten in der Ecke? Gleitet hier eine Silhouette über den Spiegel? Ist da jemand?

Es sind viele, die Reste der Menschheit, die Unbeschäftigten, aber Rastlosen, die orientierungslosen Aufsteher, die Nicht-liegen-bleiben-Können ohne Ziel. Wohin an diesem Tag? Was außer einem Kaufhaus bietet eine Kindheitserinnerung, ein Gefühl der Sicherheit, eine Beschäftigung? Die gebeugten Figuren verlieren sich zwischen den Waren, tasten sich vorwärts wie Blinde, suchen Kontakt und meiden ihn gleichzeitig. Jetzt sehe ich sie, die wenigen, die wie ich keinen anderen Ort finden konnten als dieses Kaufhaus. Wir bilden ein makabres Ballett, eine Schachmaschine, die ihre Figuren konstant vor sich hinschiebt. Nie treffen zwei von uns aufeinander, immer gibt es einen Fluchtweg in eine Umkleidekabine oder die nächste Reihe hinab, wir sind die Opfer einer aussichtslosen Partie, kein Konflikt und keine Aufregung, weil hier die Schachmaschine in alle Ewigkeit gegen sich selbst spielt und kein Ende will, sondern Ewigkeit, Endlosigkeit, Aussichtslosigkeit, und über allem die Klaviermusik, Wächterin über den Spielverlauf. Sie atmet in mein Ohr. Kommt jemand näher? Bricht jemand das Schweigen? Wer

...

»Anita?«

Ich lege das violette T-Shirt auf den Stapel zurück, von dem ich es genommen hatte, und drehe mich sehr langsam um. Wer hat das gefragt? Er?

Den kenne ich doch.

»Anita, Mensch«, sagt er.

Dass ich so genannt werde, ist selten. Darauf musste ich wirklich eine lange Zeit warten. Ich musste warten, wirklich warten.